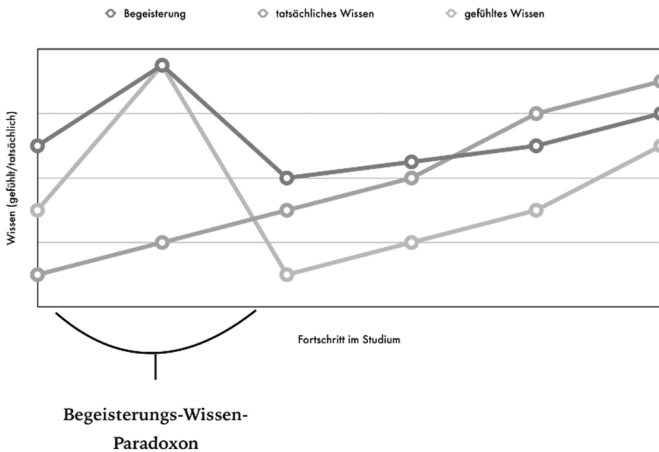


Die Phase des Begeisterung-Wissen-Paradoxes ist allerdings nicht nur kurios, sie birgt auch einige Gefahren. Zum einen natürlich die offensichtliche: Die eigene Umwelt ist zunehmend genervt, weil sie ständig ungefragt Kurzreferate und Belehrungen ertragen muss. Es ist natürlich toll, sein Wissen zu erweitern und mit anderen darüber zu sprechen. Nur übertreiben sollte man es nicht. Auch wenn man sich so fühlt, hat man nach zwei Semestern die Wissenschaft noch nicht verstanden.

Die zweite Gefahr ist aber die gravierendere: Wolf Wagner nannte es „Uni-Angst und Uni-Bluff“ (Wagner 2002: 7). Er meint damit das Gefühl, von den vielen klugen Köpfen um einen herum gleichzeitig fasziniert und eingeschüchtert zu sein. Alle reden schlau daher und haben scheinbar furchtbar viel Ahnung. Man selbst kann das nur so halb beurteilen, weil man ja nicht versteht, was da geredet wird.



Das Begeisterungs-Wissen-Paradoxon. Quelle: eigene Darstellung (nur zur Veranschaulichung, keine echten Daten)

Gegenstrategien nehmen meist zwei Formen an: Entweder zieht man sich zurück (Uni-Angst) oder man mischt munter mit, kopiert gewisse rhetorische Strategien (Namedropping, komplizierte Fachbegriffe, Schachtelsätze) und versucht nicht erwischt zu werden (Uni-Bluff) (vgl. ebd.: 11ff.).

Beides ist nicht gut. Beides habe ich getan. Innerhalb der Uni eher ersteres, was dazu führte, dass ich in den meisten Seminaren stiller Beobachter war. Vertane Chancen also. Außerhalb des Seminarraums zeigte ich mich dafür umso redseliger. Wenn mal eine kritische Nachfrage kam, nutzte ich gern den Supjoker: „Das ist zu kompliziert, um es mal eben zu erklären.“

Was kann man hieraus lernen? Uni kann Angst machen. Gleichzeitig ist das aber im Normalfall völliger Quatsch. Auch wenn es so klingt, sind eure Kommiliton*innen noch keine Professor*innen. Wenn eine*r besonders klug daherredet, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass ihr gerade Zeug*in eines Uni-Bluffs werdet. Auch die Stille nach der Frage: „Gibt es noch Unklarheiten zum Vortrag?“ zeugt nicht davon, dass alle außer euch alles verstanden haben. Es ist vielmehr die Angst der meisten, ihr eigenes Unwissen zuzugeben. Ich habe oft erlebt, dass erst niemand Fragen hatte und in der anschließenden Kleingruppenarbeit keine*r verstanden hatte, worum es im Vortrag zuvor ging.

Nutzt also die anfängliche Begeisterung fürs Neue, um möglichst viel darüber zu lernen. Beteiligt euch in den Seminaren und stellt viele Fragen. Wenn mal wieder ein*e Kommiliton*in mit Fachbegriffen und Namen um sich wirft, fragt ruhig nach, ob er oder sie kurz erklären könne, was denn nun Hegel, Darwin oder Pawlow (die Liste ist beliebig erweiterbar) da genau gesagt haben. Und nervt eure Umwelt nicht zu sehr.

Das Wichtigste zum Schluss



- Hab keine Angst davor, dass andere viel mehr wissen als du.
- Trau dich, Fragen zu stellen und dich zu beteiligen.
- Ruf dir in Erinnerung, dass du nicht nach wenigen Wochen schon die gesamte Wissenschaft verstanden haben kannst.
- Hab einfach Spaß daran, Neues zu lernen!

Lesetipp

Wolf Wagner, 2002/1977, Uni-Angst und Uni-Bluff – Wie studieren und sich nicht verlieren.

Das Buch ist zwar bereits von 1977, aber nach wie vor gültig. Es greift das gesamte Thema Uni-Angst und Uni-Bluff unterhaltsam auf, spricht auch kritisch über die Institution Universität und Wissenschaft als solche und lässt Lesende deutlich differenzierter auf Uni & Studieren blicken. Mir hat das Buch enorm geholfen, auch um mich selbst zu reflektieren. Damit ist es eine Art Grundphilosophie für mich geworden.

Das richtige Set-up



Das eigene Set-up ist nur so stark, wie die Technik mit der man es nutzt. Die eigene Organisation, das eigene Mind-Set kann noch so gut sein – wenn man ständig mit abstürzenden Rechnern und mangelhaft funktionierenden Programmen kämpfen muss, wird man nie wirklich produktiv sein.

Ich habe diese Erkenntnis auf die harte Tour gelernt. Meine Lieblingsepisode in dieser Hinsicht ist die von meinem Asus Eee Pad Transformer. Ich fand die Idee bestechend: ein Tablet mit ansteckbarer Tastatur, die sogar noch einen Extra-Akku integriert hat. Hallo Zukunft! Man muss aber leider auch dazu sagen, dass es das Jahr 2012 war und Tablets noch eine extrem junge Produktkategorie.

Produktives Arbeiten war auf diesem Gerät quasi nicht möglich. Es war einfach viel zu limitiert. Der Prozessor war so langsam, dass der Cursor des Schreibprogramms nicht mit meinen Tastaturanschlägen hinterherkam! Ich tippte also einige Wörter und musste dann zwei bis drei Sekunden warten, bis sie auf dem Bildschirm auftauchten. Was für ein Wahnsinn.

Ich hatte damals auch noch kein durchdachtes Ablagesystem für Dateien, was dazu führte, dass diese kreuz und quer übers System verteilt waren und ich nie so genau wusste, wo nun was rumliegt. Dass ich neben meinem mobilen Device auch noch einen Rechner zuhause hatte, machte es nicht besser. 2012 gab es zwar schon Cloud-Lösungen, sie waren aber bei weitem noch nicht so etabliert und verbreitet wie heute.

Besser wurde die Situation erst, als ich den Schritt zu einer To-do-App, in meinem Fall OmniFocus, wagte. Damit einher ging nicht nur eine bessere Selbstorganisation, sondern auch ein generelles Nachdenken über Workflows und sinnvolle digitale Ablagesysteme.

Das erste Aha-Erlebnis hatte ich dann mit Evernote. Ich kannte die App schon länger und hatte sie auch schon sporadisch genutzt. Ich entschied mich dann aber, nicht auf halber Strecke

stehen zu bleiben, sondern alles in Evernote reinzuwerfen. Jeden Text für jedes Uniseminar, Aufbauanleitungen, Rechnungen, Rezepte, einfach alles. Natürlich entsprechend getaggt, sodass ich alles auch über die integrierte Suche wiederfinden konnte.

Zunächst mochte ich das System auch sehr. Endlich hatte ich meine Dokumente digital und geräteübergreifend immer dabei. Und Evernote ist gar kein schlechter Startpunkt. Zuallererst ist der Service plattformübergreifend. Es gibt Apps für alle großen Plattformen und zusätzlich ein Webinterface. Zudem ist eine mächtige Suche integriert, die Benutzung ist recht intuitiv und die Firma ist trotz einiger Krisen seit Jahren am Markt. Die Chance, dass es Evernote auch nächstes Jahr noch gibt, ist also relativ groß.

Schnell fielen mir aber auch die Schwachpunkte auf. Evernote schließt die eigenen Daten stark ein. Es gibt zwar Möglichkeiten, Daten auch wieder zu exportieren, aber irgendwie fühlte sich das für mich nicht richtig an. Außerdem will Evernote natürlich Geld verdienen. Momentan kostet das Premium-Abo 5€ im Monat und bietet Synchronisierung auf eine unbegrenzte Anzahl von Geräten, 10GB an monatlichen Uploads und noch einiges mehr. Mit einem kostenlosen Account kann man nur zwei Geräte synchronisieren und magere 60MB monatlich hochladen – das war 2010 schon wenig. Zehn Jahre später ist das inakzeptabel. Eine genaue Übersicht gibt es unter www.evernote.com > Tarife.

Irgendwann machte ich dann den Schritt zu *Devonthink*. Devonthink ist in seiner Essenz eine Software zum Dateimanagement bzw. zur Organisation großer Dateimengen. Man kann Datenbanken anlegen, die verschiedene Lebensbereiche repräsentieren, und diese über Geräte hinweg synchronisieren. Was Devonthink von einfachen Ordnern unterscheidet, ist die KI, die dahintersteht. So können Verbindungen zwischen einzelnen Dateien aufgezeigt werden, die man selbst nicht sieht. Hinzu kommen Funktionen wie OCR, die gescannte Dokumente durchsuchbar macht. Es geht also in erster Linie darum, Dateien abzulegen, einzuordnen und wieder auffindbar zu machen. Wer sich stärker für Nutzungsszenarien interessiert, findet auf der Seite von Devontechnologies eine Sammlung mit typischen Anwendungsszenarien.